

»Gut. Ich habe alle Unterlagen hingebracht, die noch fehlten, und habe gleich einen Termin für uns beide ausgemacht. Ich sage dir später, wann genau das ist. Und wie läuft es bei dir hier so?«

Ich stieß einen Seufzer aus.

»Okay ... ich kann es mir vorstellen.«

»Ich habe keine Ahnung, wann wir damit fertig sein werden.«

»Zusammen geht es doch schneller.«

Um eine Vorstellung vom Ausmaß dieser Aufgabe zu bekommen, sah er sich um. Dabei entdeckte er eine Schachtel zwischen einem Stapel Pullover und zog sie hervor. Es handelte sich um eine alte Hutschachtel eines Ladens namens Maison Germaine, wie auf dem an der Seite angebrachten Etikett im Stil der Dreißigerjahre zu lesen war, das zudem mit einem kessen Mädchen versehen war. An den Rändern war die Schachtel leicht eingedellt und hatte Feuchtigkeitsflecken. Sie war mit einem Geschenkband zusammengebunden, und auf dem Deckel stand undeutlich das Wort »mamma«.

»Was ist mit dieser Schachtel?«, fragte mein Bruder.

Bevor ich antwortete, nahm ich einen Schluck Kräutertee.

»Keine Ahnung. Ich nehme an, dass Sachen der *bisnonna* darin sind. Ich hatte sie zur Seite gestellt, um später mal hineinzuschauen ...«

Das Rascheln des sich lösenden Geschenkbands unterbrach mich.

»... aber wie ich sehe, machst du sie gleich jetzt auf.«

Als Carlo den Deckel anhob, beugte ich mich neugierig zu ihm hinüber.

»Was ist drin?«

»Unterlagen.« Carlo konnte seine Enttäuschung nicht verbergen.

Genau danach sah es aus: nach einem Berg alter, zerknitterter, gefalteter, eingerissener Unterlagen ... wahllos durcheinander. Carlos nahm sie in der Hoffnung heraus, weiter unten auf etwas Interessanteres zu stoßen. Gelbliche Rechnungen, Seiten aus einem Collegeblock, an denen noch die ausgefransten Papierschnipsel hingen, wo die Seiten abgerissen worden waren, Werbezettel, Papierservietten aus Bars, Süßigkeitentüten, Eintrittskarten fürs Kino ...

»Wieso bewahrt jemand solches Zeug auf«, fragte er mich und legte es zurück in die Schachtel.

»Warte mal«, sagte ich und betrachtete die Rückseite eines Stücks Geschenkpapier mit weihnachtlichen Motiven. »Da steht was drauf ...«

Ich nahm mir einen zweiten, dann einen dritten Schnipsel. Dann noch ein paar mehr. Auf allen stand etwas in derselben Schönschrift, die leicht antiquiert, fein und gut leserlich war. Alle Anmerkungen waren auf Italienisch.

»Trotz allem vermisse ich Italien«, las ich vor. »Aber Italien ist inzwischen nicht mehr als ein Stück Land, wo mein Haus und mein Garten sind. Sonst nichts.«

Verwirrt sah ich meinen Bruder an. An seinem Blick erkannte ich, dass es ihm ähnlich ging wie mir. Ich nahm ein weiteres Blatt zur Hand, die Rechnung einer Reinigung, und las: »Ich habe den Seelenfrieden einem Versprechen geopfert.«

Nun nahm sich auch Carlo ein Stück Papier: »Das Leid hat mich stark gemacht. Die Angst

einfallreich. Die Wut ausgeglichen. Allein die Schuld zerstört mich.«

»In jedem davon steckt eine Art ... Zitat«, sagte ich, und wie um das zu bestätigen, wählte ich zufällig einen anderen Zettel aus: »Man muss sich nicht dafür entschuldigen, dass man liebt.«

Ich ging die Unterlagen, die noch in der Hutschachtel lagen, weiter durch. Bis ich ganz unten anlangte und auf etwas anderes stieß.

»Was ist das? Noch ein Zitat?«

»Ich bin mir nicht sicher ...«, antwortete ich, als ich das gelbliche, brüchige Din-A5-große Blatt mit äußerster Vorsicht auffaltete. Das Papier war so alt, dass es mir zwischen den Fingern zu zerfallen drohte.

Es sah aus wie ein Brief, auf Italienisch geschrieben, aber ohne Datum, auch ohne Anrede oder Satzfuss. Die Schrift wirkte sorgsam, erweckte jedoch den Anschein, als sei der Brief mit zittriger Hand geschrieben worden; außerdem waren die Zeilen nicht gerade und ein Klecks verschmierte die Schrift. Auf den ersten Blick hatte dieses Schriftbild etwas Beklemmendes.

Carlo beugte sich über meine Schulter, und ich las laut vor:

Meine Liebe, mein Leben, mein Alles. Verzeih mir ...

Ich ertrage die Angst nicht länger. Seit vielen Jahren ist sie nun schon in mir, zerfrisst mich, zerstört mich ... Und Du bist nicht hier, um mein Leben zu erleichtern. Was für einen Sinn macht es, zwischen den Mauern dieses ewigen Gefängnisses weiterzuleben, wenn der Geist tot ist?

Meine Strafe ist auch Deine. Das kann ich nicht zulassen! Du bist alles, was ich habe, was ich liebe, was ich schütze. Du bist meine Erlösung.

Lache, singe, liebe ... finde ein Zubause für Dich auf dieser Welt, weit weg von diesem Gefängnis. Lebe, Anice. Deine Freiheit ist auch meine und Dein Seelenfrieden meine Ruhe.

Verzeih mir ... Und sag unserem Kind, dass ich es schon geliebt habe, ohne es zu kennen. Weil es Dein Kind ist. Weil aus Dir nur das Gute und Schöne hervorgeht.

Weine nicht. Hab keine Angst. Der Tod ist meine Zuflucht, ich flüchte mich in seine Arme, er empfängt mich mit seiner Sanftheit, und ein eigenartiges Gefühl der Gelassenheit lässt mich lächeln. Lächle mit mir.

Meine Liebe, mein Leben, mein Alles ... Unselige Worte, so unnütz, um auszudrücken, wie sehr ich Dich liebe.

Ich schließe die Augen und kebre zu Dir zurück. Endlich für immer. Mit Dir zusammen. Für immer.

Das Zimmer war übersät mit herumliegenden Dingen. Die Arbeit nur halb erledigt. Auf dem Küchentisch lag ein altes Blatt Papier. Ich betrachtete es schweigend, während Carlo sich einen Kaffee machte.

»Lebe, Anice« ... Wer ist Anice?«, fragte er mich, nachdem er den Brief noch einmal gelesen hatte.

Mit einer vollen Tasse starkem Espresso in der Hand zog mein Bruder einen Stuhl neben mich und versank zusammen mit mir in der Betrachtung der Vergangenheit.

»Keine Ahnung. Diejenige, an die sich der Brief richtet?«

»Nonna hieß Lucia und der Name der *bisnonna* war Giovanna ... In unserer Familie gibt es keine Anice. Was hat dieser Brief bei unseren Sachen zu suchen?«

Ich streckte den Arm über den Tisch aus, als wollte ich nach dem Brief greifen, doch ich strich nur mit der Hand darüber.

»Er ist wunderschön und zugleich so erschreckend ... Ich weiß nicht, wer Anice ist, aber derjenige, der ihr diesen Brief geschrieben hat, hat sie wirklich geliebt.«

Carlo gab einen zustimmenden Laut von sich, während er einen Schluck Espresso nahm, und sagte dann: »So sehr, dass er sich für sie das Leben nimmt ... Ich bin mir nicht so sicher, ob das Liebe oder Wahnsinn ist.«

»Anice«, murmelte ich. Wenn man es auf Italienisch aussprach, klang es wie *Ánitsche*. »Was für ein eigenartiger Name.«

»Anis«, übersetzte Carlo. »Das ist der Name eines Gewürzes. Als würde man eine Frau Salbei statt Sylvia nennen. Ja, es stimmt, es ist eigenartig. Und wenn es gar nicht der Name einer Frau ist?«

Kabeljaucarpaccio an Pesto Genovese

AUF NONNAS NACHTTISCH stand ein altes Foto in einem angelaufenen Silberrahmen. Als Kind war ich häufig davor stehen geblieben und hatte es betrachtet. Das sepiafarbene Bild zeigte einen Mann und eine Frau, beide jung, die untergehakt in die Kamera blickten und dabei leicht angespannt lächelten, als wüssten sie nicht so recht, was sie von diesem Apparat vor ihnen halten sollten, dessen Objektiv auf sie gerichtet war. Ich hatte immer den Eindruck, als hätten sie für diese Gelegenheit ihre beste Kleidung angezogen: er mit Jackett, Krawatte, gestärktem Kragen und Hut; sie in einem einfachen hellen Kleid bis kurz über die Knöchel, mit kleinen Ohringen in Form von Tränen als einzigem Schmuck, die Haare nach hinten gebunden und in Wellen gelegt. Beide sahen gut aus. Er stand aufrecht da, wirkte athletisch, sein Gesicht war kantig und seine Augen schmal. Ihre Augen waren im Gegensatz dazu groß, mandelförmig und von heller Farbe; ihr Gesichtsausdruck war sanft, genau wie ihre Gesichtszüge, mit den rundlichen Wangen, der kleinen Nase und den schön geformten Lippen, als wären sie gemalt. Da es ein Schwarz-Weiß-Foto war, war es schwierig, sich festzulegen, aber bestimmt war er dunkelhaarig, während ihre Haarfarbe eher heller wirkte. In eine Ecke des Fotos hatte Nonna mit ihrer feinen Handschrift geschrieben: »*Mamma e papà*, 1919.«

»War das dein Vater?«, hatte ich Nonna einmal gefragt, während sie sich die weißen Haare vor dem Spiegel kämmte.

Sie hatte genickt.

»Wie hieß er?«

»Luca.«

Ich weiß noch, dass ich den Namen schweigend ein ums andere Mal für mich wiederholte, während ich das Foto betrachtete.

»Wie war er?«, hatte ich schließlich gefragt.

»Ich weiß es nicht. Ich habe ihn nicht gekannt. Er starb, bevor ich geboren wurde.«

»Bei einem Unfall?«

Damals dachte ich, dass alle jungen Menschen, die ums Leben kamen, einen Unfall hatten – wie meine Eltern.

»Nein ... er ist einfach gestorben.«

In der Familie Verelli gab es nur Frauen; die Männer starben schlicht und einfach, so hatten sie es mir erzählt. In der Wohnung über der Cucina dei Fiori waren Carlos Sachen eigenartige männliche Gegenstände, die auf einmal dort auftauchten, wo es nie zuvor andere männliche Dinge gegeben hatte. Die Comichefte, der Fußball oder die abgewetzten Sporttrikots folgten nicht auf eine alte rußgeschwärzte Pfeife, auch nicht auf einen ausgefransten Rasierpinsel oder ein Sakko, das an den Ellenbogen durchscheinend war ...

»Warum habe ich keinen Großvater?«, hatte ich Nonna gefragt.

Es war ganz normal, keinen Urgroßvater zu haben, aber die meisten meiner Schulkameraden

hatten einen Großvater. Und natürlich einen Vater, auch wenn dessen Fehlen sich mit dem meiner Mutter erklärte.

»Weil er gestorben ist«, antwortete sie, als könnte es nicht anders sein.

Ende der Geschichte.

Doch die Toten verschwinden nicht vollständig, sie hinterlassen immer eine Spur: eine Erinnerung, eine Anekdote, ein Foto ... Nicht jedoch mein Großvater oder mein Urgroßvater und auch nicht mein Vater.

Ich war bereits eine erwachsene Frau, als Nonna mir schließlich von meinem Großvater erzählte. Zu der Zeit beschäftigte er schon nicht mehr meine Gedanken, erkundigte ich mich nicht mehr nach den fehlenden Personen, hatte ich mich bereits damit abgefunden, dass meine Familie eben so war, wie sie war, klein und weiblich.

Es war an einem Sonntagabend, einem jener Frühlingsabende, die ich hin und wieder mit meiner betagten Großmutter verbrachte.

»Ich habe mich nur einmal verliebt«, verkündete sie mir überraschend, ohne dass ich sie danach gefragt hätte, als wir die Enten im Parc de la Ciutadella fütterten. »Damals war ich noch sehr jung und er auch. Er starb im Krieg. Sehr viele Jahre später gab es einen Mann und eine leidenschaftliche Nacht. Wir behaupteten, wir wären verheiratet, weil es zu jener Zeit mein Ruin gewesen wäre, ein uneheliches Kind zu bekommen. Aber wir hatten nie vor dem Altar gestanden und hatten auch nicht die Absicht, das jemals zu tun. Er verschwand bald. Und ich war ihm dankbar dafür.«

Das war die Geschichte meines Großvaters. Ich hatte keinen Namen und auch keine weiteren Unterlagen von ihm, ich wusste nur, dass er der Vater meiner Mutter war, doch wenigstens erklärten diese wenigen Sätze sein kurzes Zwischenspiel, so wie andere ebenso kurze Sätze vor Jahren das meines eigenen Vaters erklärt hatten.

Für Luca hingegen gab es keine ausführlichere Geschichte, sie schien in den Untiefen der Zeit verschwunden zu sein. Luca starb einfach. Und genau wie die anderen Männer der Familie wurde auch er kaum erwähnt. Eine weitere fehlende Person. Eine weitere verborgene Geschichte.

Sehr verborgen. Wir hatten das ganze Haus geleert und keine einzige Spur von Luca gefunden, dem Mann auf dem Foto auf Nonnas Nachttisch. Doch in der alten Hutschachtel mit den Sätzen, die unsere Urgroßmutter aufgeschrieben hatte, war ein Brief für eine gewisse Anice.

»Es ist ja nichts Neues, dass unsere Familie nicht so ist wie andere«, rief Carlo mir in Erinnerung, als ich mich in Grübeleien über diesen rätselhaften Brief verstrickte, als müsse er die definitive Antwort auf alle Fragen enthalten.

Dennoch war ich nicht der Meinung, es wäre damit getan, diese Geschichte einfach ad acta zu legen.

Wir hatten beschlossen, Nonnas Wohnung zu verkaufen, und sie war inzwischen völlig leer geräumt. Die Wände waren voller dunkler Flecke, die Böden staubig, die Schränke offen, und